Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 317. **Freitag** den 23. Juni 1893. **87. Jahrgang.**

Amtliche Bekanntmachungen.

Erledigt

hat sich unsere Bekanntmachung vom 26. Mai c., den Buchbinder **Eduard Ludwig Heinrich Tirlach** betreffend

Leipzig, am 21. Juni 1893.

Der Rath der Stadt Leipzig.
Armen-Amt, Abth. II.

A. R. IV, 9514, 1845. II. 2032. Hentschel. Dolge.

Im Erbgeschoß des unterzeichneten Pfandamts sollen
Dienstag, den 27. Juni 1893,
Nachmittags von 3 Uhr ab
verschiedene Gegenstände, u. A.
diverse Schmucksachen, mehrere Schirme, Wäsche- und Kleidungsstücke rc.,
öffentlich an den Meistbietenden gegen sofortige Baarzahlung versteigert werden.

Leipzig, den 22. Juni 1893.

Das Polizeiamt der Stadt Leipzig.
Breitschneider. Mt.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 23. Juni.

Als wir vorgestern den **freisinnigen** Wählern, die bei Stichwahlen den Ausschlag zwischen Candidaten der Ordnungsparteien und solchen der Socialdemokratie zu geben haben, den freisinnigen Candidaten für den I. Berliner Wahlkreis, Herrn Dr. Langerhans, als Muster aufstellten, ahnten wir nicht, daß wir schon heute gezwungen sein würden, diesen Herrn als abschreckendes Beispiel hinzustellen. Er hatte bekanntlich nach einer Meldung des „Berl. Tagebl." in einer Versammlung gesagt:

„Ohne wirklich an dem Vaterlande ein Unrecht zu begehen, dürfen wir nicht einer Partei Gefolgschaft leisten, welche den Zweck hat, unsere jetzige Gesellschaftsordnung zu stürzen, um eine neue an deren Stelle zu setzen, welche der menschlichen Natur ganz und gar zuwider ist."

Darauf hat Herr Eugen Richter in der „Freis. Ztg." Herrn Dr. Langerhans belehrt, diese Auslassung dürfe sich nur ganz allgemein auf die Gegnerschaft der freisinnigen Volkspartei gegen die Socialdemokratie beziehen, nicht aber auf das Verhalten bei den Stichwahlen. Und Herr Dr. Langerhans hat es für eine freisinnige Pflicht erachtet, schleunigst den Beweis zu führen, daß er dem Winke seines Herrn und Meisters folge. In einer anderen Wahlversammlung hat er sich dahin ausgesprochen, es sei ihm nicht eingefallen, Andeutungen zu machen über das Verhalten der freisinnigen Volkspartei bei Stichwahlen gegenüber der Socialdemokratie. Er mache ganz besonders auf die schweren Gefahren aufmerksam, die dem allgemeinen Wahlrechte (!) drohten, wenn wieder eine Cartelmehrheit in den Reichstag einziehe. Man müsse sich darauf gefaßt machen, daß alle Diejenigen, die für die Militairvorlage stimmen, auch für eine Einschränkung oder gar Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts zu haben sein würden (!). Deshalb müsse man bei der Stichwahl alle Kräfte anspannen, um so viel zu retten, als möglich sei, d. h. man müsse für die Socialdemokratie stimmen! Und das erklärte Herr Dr. Langerhans in einer Versammlung, in der er für sich, Herrn Virchow und Herrn Munckel um die Stimmen aller nichtsocialdemokratischen Wähler gegen die Socialdemokratie bat! Daß die freisinnigen Wähler im Lande sich dieses Beispiel „unentwegten Freisinns" zum Muster nehmen, das können wir uns trotz aller Vorkommnisse nicht vorstellen. Mögen sie sich an die Worte halten, die Herr Dr. Langerhans zuerst gesprochen, und nicht auf die souffleirte Interpretation eines Mannes, der durch die That bewiesen hat, daß er mit seiner Politik verblendeter Parteisucht nicht einmal die Partei, geschweige denn das Vaterland vor Schaden zu bewahren vermag! Der Trost, daß im nächsten Reichstag nicht über die Einführung des Zukunftsstaats abgestimmt werden wird, ist der Trost eines Thoren. Der Commandeur einer Festung, der dem Feinde ein Außenfort ausliefern wollte, weil ja die eigentliche Veste noch sturmfrei sei, wäre ein Verräther an seiner Sache. Und nichts Anderes wollen Diejenigen, welche es für unbedenklich halten, der Socialdemokratie zu einer starken Vertretung im Reichstag zu verhelfen. Die Anziehungskraft und mit ihr die Macht der Umsturzpartei würde ungeheuer gewinnen, wenn sie auf eine große Fraction hinweisen und den wenig Urtheilsfähigen noch dazu sagen dürfte: „Die Mehrzahl dieser Abgeordneten verdanken wir nicht Socialdemokraten, sondern gut bürgerlich Gesinnten; daraus ergiebt sich, daß uns zu Unrecht der Vorwurf gemacht wird, wir gefährdeten die Grundlagen der bestehenden Ordnung." Die Erfolge, welche die Socialdemokratie schon jetzt dadurch erlangt hat, daß sie ihr Programm verleugnete und ihre wahren Ziele verhüllte, werden nach einem mit bürgerlicher Hilfe erstrittenen großen Wahlsieg ins Ungemessene wachsen. Und damit wäre nicht der Zukunftsstaat, den auch wir nicht fürchten, wohl aber die Nothwendigkeit näher gerückt, die gewaltsamen Angriffe des durch unsere Schuld wagemuthig gewordenen Socialismus auf unsere heiligsten Güter blutig und unter unersetzlichen Verlusten für die Gesittung zurückzuweisen. Wohl mag es Ueberwindung kosten, einen Mann zu wählen, mit dem man in vielen politischen Fragen nicht übereinstimmt. Aber was das deutsche Bürgerthum auch spalten mag, der Boden ist allen gemeinsam: die bestehende Gesellschaftsordnung mit der Familie, dem Eigenthum, dem Recht des Einzelnen, sich nach seinem freien Willen zu bethätigen. Die Socialdemokratie aber hat in ihren Grundlagen mit keiner bürgerlichen Partei etwas Gemeinsames. Was sie anstrebt, sind Zustände, die uns Allen Sclaverei dünken, die uns das Leben nicht mehr lebenswerth erscheinen lassen. Was wollen einem solchen meerestiefen Gegensatze gegenüber die Trennungsmerkmale der bürgerlichen Parteien bedeuten!

Die anhaltende Dürre dieses Frühjahrs und Sommers hat einen **Futtermangel** zur Folge, der über die deutsche Landwirthschaft einen acuten Nothstand schwerster Art verhängt. Vor Allem ist es der kleinere Bauer, der seinen Viehstand schlechterdings nicht mehr durchzubringen weiß und andererseits auch keine Käufer für denselben findet. Wer die Folgen dieses Zustandes ausdenkt, kann nicht zweifeln, daß der deutsche Bauernstand geradezu in seiner Existenzfähigkeit erschüttert wird, und es ergiebt sich daraus die Nothwendigkeit, daß für die Erhaltung dieses so wichtigen Gliedes in unserem Volkskörper seitens der Gesammtheit schleunige Hilfe beschafft werden muß. In Frankreich, wo die gleiche Calamität eingetreten ist, hat man in erster Linie einen massenhaften Viehankauf durch die Militairverwaltung zum Zwecke der Conservenbereitung ins Auge gefaßt. Ob sich Aehnliches bei uns empfehlen würde, vermögen wir nicht zu beurtheilen; jedenfalls wird man annehmen dürfen, daß die Frage an den zuständigen Stellen nicht unerwogen bleibt. Weit wichtiger aber, als den Landmann gegen einen halbwegs angängigen Preis von seinem Viehbestande zu befreien, würde es sein, ihm denselben erhalten zu helfen. In verschiedenen deutschen Staaten werden bereits Mittel und Wege, um der Landwirthschaft den Bezug wohlfeiler Futtermittel möglichst zu erleichtern, officiell erwogen; in Preußen hat die Eisenbahnverwaltung mit einer Tarifermäßigung für diese Gegenstände eingegriffen. Durchgreifend wird damit indeß kaum zu helfen sein, wenn nicht auch für die Gewährung von Vorschüssen an die Nothleidenden gesorgt wird. Man darf wohl erwarten, daß das preußische Abgeordnetenhaus baldmöglichst nach seinem Wiederzusammentritte in der nächsten Woche sich der Frage annehmen wird. Die Aufgaben, um welche es sich hier handelt, fallen ja zumeist in den Wirkungskreis der Einzelstaaten. Aber auch das Reich kann mitwirken. Besonders dürfte eine zeitweilige Aufhebung des Zolles auf Mais und Oelkuchen zu erwägen sein. Jedenfalls darf man nirgends zögern, die in Rede stehende Nothlage mit dem ganzen ihr gebührenden Ernste zu behandeln.

Die Unruhen in **Bern**, deren wir bereits wiederholt gedacht haben und die von Anarchisten ins Leben gerufen worden sind, sind mit Hilfe des Militairs glücklich unterdrückt worden, wenigstens bis auf Weiteres, und die Bevölkerung der schweizerischen Bundeshauptstadt athmet wieder erleichtert auf, um so mehr, als es Dank dem energischen Vorgehen der Bundesregierung gelungen ist, dem muthmaßlichen Urheber oder doch einem der Haupturheber der betreffenden Krawalle, welche sich zunächst gegen ruhige italienische Arbeiter, in letzter Linie aber gegen die Arbeitgeber derselben — Schweizer Bürger — richteten, dingfest zu machen. Es ist dies ein Ausländer, der sich das Schweizer Bürgerrecht erschlichen, der berüchtigte Agitator Wassiliew, der Sohn eines russischen Staatsraths. Dieser Agitator hatte lange unter der Berner Arbeiterschaft gewühlt und dieselbe gegen die „Bourgeois", gegen die friedliche Bürgerschaft der Stadt aufgehetzt in einer Weise und mit einer solchen Energie und Dreistigkeit, daß er schon seit Jahren der Schrecken der besitzenden Classen Berns war und die von ihm ausgestreute Saat des Hasses und der Zwietracht nothwendig in die Halme schießen mußte. Welchen Erfolg aber Wassiliew's Hetzereien gehabt, ist ja bereits aus Bern gemeldet worden, und es ist den Vertretern der öffentlichen Ordnung nicht genug zu danken, daß sie der Gewalt die Gewalt gegenübersetzt und so die aufgereizten Arbeiter noch rechtzeitig und nachdrücklich daran erinnert haben, daß ungestraft auch heute glücklicher Weise die bethörte Masse des Volkes weder in der Schweiz, noch anderswo unter Verhöhnung von Gesetz und Recht eigenmächtig ihren Willen durchzusetzen vermag. Nachdem die aufgehetzten Arbeiter wieder zur Pflicht zurückgekehrt waren, ist denn nun am 21. Juni auch der Agitator Wassiliew unter dem ungeheuren Jubel der friedliebenden Bürgerschaft verhaftet worden, nachdem schon vorher eine bei ihm vorgenommene Haussuchung das belastendste Material, das seine Schuld außer allen Zweifel stellte, zu Tage gefördert hatte. Wassiliew ward unter starker militairischer Bedeckung ins Gefängniß abgeführt, und dieses wird von Cavalleristen scharf bewacht, da die Befürchtung herrscht, daß die von dem gewissenlosen Agitator bethörte und fanatisirte Menge einen Befreiungsversuch wagen könnte. Hoffentlich wird dem guten Anfang, den man mit diesem Fang gemacht, auch der gute Fortgang entsprechen und dem volksverderbenden Russen die wohlverdiente Strafe zu Theil werden, damit ihm und seinen Gesinnungsgenossen in der Schweiz und auch anderswo endlich wieder einmal klar gemacht wird, daß man nicht so leichthin das Gastrecht in einem fremden Lande gröblich verletzen darf.

Die Scandale in **Frankreich** scheinen kein Ende nehmen zu wollen. Wie aus den letzten Pariser Telegrammen ersichtlich, wird bereits ein neuer Enthüllungs-Feldzug angekündigt, der an Sensation den Panamascandalproceß noch zu übertreffen verspricht. Auch dieser Proceß geht wieder von Boulangisten und Antisemiten aus, die sich bei ihrem Vorgehen des Blattes „Cocarde" bedienen, desselben Blattes, das schon die Angriffe auf die Parlamentarier gebracht hatte, zu denen Baron Reinach selbst das erste Material lieferte, dessen Anhäufung ihn dann germalmen sollte. Ducret, der Herausgeber der „Cocarde", früherer Mitarbeiter der „Lanterne", der seine eigenen Wege ging, als das Blatt Eugene Mayer's von der Boulange abfiel, verspricht die Mittheilung von Documenten, die den ehemaligen einflußreichen Führer der Radicalen, Clémenceau, als Hochverräther kennzeichnen sollten. Prahlerisch bekennt er sich zu einem Einbruchsdiebstahl, den er mit Freunden begangen haben will, um Schriftstücke von unermeßlicher Wichtigkeit einer fremden Regierung zu entziehen. Durch den „Figaro" ließ Ducret gestern hinzufügen, die bestohlene Regierung wäre die englische und der bonapartistische Abgeordnete Millevoye werde den Ministerpräsidenten aufsuchen und ihm die Documente zeigen. Millevoye mit seinen Begleitern hat nun freilich keine Gelegenheit gehabt, die betreffenden Documente an den Mann zu bringen, hat auch in der gestrigen Kammersitzung, über die man den Bericht unter Paris nachlesen möge, keine Beweise für seine Verdächtigungen zu erbringen vermocht und hat deshalb in der Kammer eine ebenso schwere moralische Niederlage erlitten, als er vorher seinem verhaßten Gegner Clémenceau bereitet hatte; die Regierung hat es aber doch für nöthig gefunden, eine gerichtliche Untersuchung einzuleiten und die gerichtliche Verfolgung von Ducret, Morès und Millevoye selber ist bereits eingeleitet. Es darf aber wohl angenommen werden, daß aus der Untersuchung auch Clémenceau als nicht vollständig moralisch intact hervorgehen wird.

Wie Irland, das „grüne Eiland", mit seinem Streben nach Selbstverwaltung oder noch größerer Unabhängigkeit nun seit Jahren den englischen Staatsmännern die größten Beklemmungen verursacht und selbst einem so liberalen und dabei so schlauen Premierminister von der Art eines Gladstone schon so manche schlaflose Nacht bereitet hat, so hat auch das ehedies unter dem Hader der Parteien schwer leidende **Spanien**, das unter einem Philipp II. der mächtigste Staat Europas war, unter dem Einfluß der Jesuiten aber mehr und mehr an Einfluß verlor, bis es unter der leider nur zu kurzen Herrschaft Alfons' XII. anscheinend einen großen Aufschwung nahm, sein Schmerzenskind: ein Eiland, Spanien ferner liegend, als Irland Großbritanien, und dabei blühender als Irland und nicht mit Unrecht die Perle der Antillen genannt, — **Cuba**, eine Insel, nach welcher auch die Vereinigten Staaten Nordamerikas begehrlich die Hand ausstrecken und deren Bevölkerung sich wohl bewußt ist, daß Cuba, obwohl unter einer gewissen Mißwirthschaft leidend, vielleicht auch gerade deshalb sehr wohl des fernen Mutterlandes, dieses aber nicht oder doch nur schwer Cubas entbehren könnte. In diesem nur zu berechtigten Gefühl hat die Bevölkerung der größten und ertragreichsten spanischen Insel denn auch immer wieder und wieder versucht, sich mit Waffengewalt vom Mutterlande loszureißen, bisher freilich immer ohne Erfolg, da jede spanische Regierung sich stets wohl bewußt war, was Spanien an Cuba besitzt, und daher schließlich noch jeden Aufstand auf dieser Insel thatkräftig zu unterdrücken verstand. Besonders die jeweilige conservative Regierung Spaniens schreckte nicht vor dem Aufgebot der größten Truppenmacht zurück, um allen Aufstandsgelüsten der Cubaner den Garaus zu machen. Der derzeitige spanische Premierminister Sagasta gedenkt nun den Cubanern gegenüber es nach dem bekannten Muster, das Gladstone für die Irländer — bisher allerdings ohne Aussicht auf Erfolg — zu erwählen beliebt hat, mit dem Wege der Güte zu versuchen und hofft die Cubaner dadurch zu beschwichtigen, daß er auch ihnen eine Art Homerule verschaffen will und ein solches in der Kammer im Anschluß an den Haushaltungsentwurf für die Antillen mit großer Redegewandheit befürwortet hat. Der Hauptvertreter des Gedankens, den Cubanern ein möglichst weitbegrenztes Selbstverwaltungsrecht einzuräumen, ist im Cabinet Herr Maura, der schutzzöllnerisch gesinnte Colonialminister. Er hat die Liberalen und Autonomisten in Spanien auf seiner Seite, wunderlicher Weise aber die Mehrheit der Abgeordneten der Antillen gegen sich. Der Haushaltungsentwurf, den Maura dieser Tage der Kammer vorlegte, gesteht die jedenfalls nicht ohne die Schuld des Mutterlandes ungünstige finanzielle Lage Cubas und das Vorhandensein eines beträchtlichen jetzt-

Feuilleton.

Offene Pforten.

20] Roman von B. W. Howardt.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Zwanzigstes Capitel.

Der Weg nach Leslach betrug für den Spaziergänger kaum eine halbe Stunde, und Gabriele, die in ihrer Erregung kräftig ausschritt, hatte bereits nach 20 Minuten den Marktplatz mit dem rauschenden Brunnen erreicht. Keine Menschenseele hatte sie unterwegs gesehen, und auch im Dorfe schienen die Meisten schon zu schlafen. Köhler's Garten war geschlossen, wenn auch hinter den Jalousien der Fenster noch hie und da Lichtschein sichtbar wurde. In dem Dachfenster eines gegenüberliegenden Häuschens brannte gleichfalls noch Licht und eben überlegte Gabriele, ob sie dort ihre Nachforschungen beginnen solle, als eine Frauengestalt die Dorfstraße herabkam und über den von einer einzigen Laterne nothdürftig erhellten Marktplatz dem Häuschen zuschritt. Sich hastig der Gestalt nähernd, welche in jeder Hand ein schäumendes Bierglas hielt, erkannte Gabriele zu ihrem unliebsamen Erstaunen jene Fabrikarbeiterin, welche sie vor einigen Wochen so drohend angestarrt hatte; auch sie schien die junge Dame zu erkennen, denn sie blieb plötzlich dicht vor ihr stehen.

Gabriele besann sich nicht lange.

„Guten Abend", sagte sie ruhig; „können Sie mir vielleicht Auskunft geben, wo ich Röschen Bauer finde?"

„Hm — sie wird wohl in Ihrem schönen Hause drüben in Wonburg sein", gab die Frau grob zurück.

„Nein, dort ist sie nicht", versetzte Gabriele ernst, „sie ist hier in Leslach. Wollen Sie mich zu ihr führen?"

„Fällt mir nicht ein — ich bin nicht in Ihren Diensten."

„So werde ich Ihnen folgen", sagte Gabriele entschlossen, aus den zwei Biergläsern den Schluß ziehend, daß dort, wo man auf die Frau wartete, noch weitere Personen auf sein müßten, und hoffend, daß sich vielleicht Jemand finden werde, der eher geneigt sei, sie zu geleiten.

„Nun, wenn Sie so dickköpfig sind, sollen Sie Ihren Willen haben", lachte die Frau frech auf, dann schritt sie auf das Häuschen, in dessen Dachfenster das Licht brannte, zu, erstieg, von Gabriele gefolgt, zwei schmale, steile, stockdunkle Treppen und stieß, auf dem oberen Flur angelangt, die Thür einer mäßig großen Dachkammer, welche von einer schwelenden Petroleumlampe erhellt wurde, auf.

An dem runden Tisch, auf welchem die Lampe stand, saß — Röschen; mit einem Schreckensschrei erkannte sie Gabriele und sprang auf.

„Bleib sitzen", sagte die Frau mit derbem Ton; „hier in meinem Zimmer giebt's keine Umstände, und wer sich setzen will, muß sich einen Platz suchen."

Als Röschen trotz alledem stehen blieb, drückte die Andere sie auf ihren Stuhl nieder, und indem sie selbst sich auf den zweiten und letzten des Zimmers setzte, schob sie Röschen das eine Bierglas hin und sagte:

„Laß Dir's schmecken, Röschen — prost! Schau doch nicht so ängstlich drein; hier kann Dir Niemand was anhaben."

Gabriele trat dicht an den Tisch, und aus alter Gewohnheit erhob sich Röschen unwillkürlich, aber nun schrie die Andere in voller Wuth:

„Bleib sitzen, Du Gans — Die dort mag stehen!"

„Ich habe auch gar keine Zeit, mich erst noch zu setzen", sagte Gabriele gelassen, „ich bin nur gekommen, um Röschen zu holen. Röschen", wandte sie sich dann in ruhig gebietendem Tone an diese, „begleiten Sie mich auf der Stelle zurück!"

Röschen rührte sich nicht.

„Röschen", begann Gabriele abermals, „besinnen Sie sich nicht lange! Ich kam in der Nacht allein nach Leslach, um Sie heimzuholen — folgen Sie mir!"

„Und was schadet's Ihnen denn, wenn Sie auch einmal in der Nacht allein den Weg gemacht haben?" fiel die Frau grob ein; „Andere müssen jahraus, jahrein Tag und Nacht schlimmere Wege machen. Kehr' Dich nicht an sie, Röschen, trink' Dein Bier aus, sonst wird's schal."

„Mischen Sie sich nicht in das, was ich mit Röschen auszumachen habe", sagte Gabriele ernst.

„Seh mir Einer an!" schrie die Frau erbost, indem sie beide Arme in die Hüften stemmte und dicht vor Gabriele hintrat, sie kommt in mein Zimmer und will mir das Maul verbieten."

Gabriele wich nicht um Haaresbreite zurück; sie maß die Megäre mit ruhigem Blick, und ein kurzes rohes Lachen ausstoßend setzte diese sich wieder an den Tisch und that einen tiefen Zug aus ihrem Bierglas.

„Röschen", sagte Gabriele sanft, indem sie dem Mädchen die Hand auf die Schulter legte, „kommen Sie jetzt! Heute wollen wir nicht weiter von Ihren Angelegenheiten reden, denn es ist schon tief in der Nacht, aber morgen sollen Sie mir Alles sagen, was Sie bekümmert, und so weit's in meiner Macht steht, will ich Ihnen helfen."

Röschens Gesichtsausdruck war der eines trotzigen Kindes; mit Scham und Furcht in den braunen Augen blickte sie verstohlen auf Gabriele, aber sie machte nicht Miene, ihr zu folgen.

„Na, Röschen, so geh doch mit der schönen Dame", höhnte die Andere, „sie hat gewiß ein blaues Band in der Tasche, um das verirrte Schaf heimzuführen."

Immer noch bewahrte Röschen ihr trotziges Schweigen, und Gabriele fühlte sich entmuthigt durch das Dazwischentreten der Andern.

„Sie thäten besser, heimzugehen", meinte diese jetzt gleichmüthig, „Röschen geht doch nicht mit. Sie hat das Recht, sich auf eigene Faust zu amüsiren — im Nothfall sogar mit ihren Freunden", schloß sie mit höhnischem Lachen.

„Ich gehe nicht ohne Röschen", beharrte Gabriele.

„Aber sie bleibt die Nacht über hier."

„Dann bleibe ich gleichfalls."

„So? Und wenn ich Ihnen nun die Thür weise, was dann?"

„Dann warte ich im Flur oder auf der Treppe."

„Hm — es giebt auch Mittel und Wege, die Leute schnell bergab zu befördern."

„In diesem Falle würde ich unten an der Hauptthür warten", erklärte Gabriele fest.

„Das könnte Ihnen passen", rief Röschen jetzt dazwischen. „Sie wollen ihn wohl an der Thür abfassen, um ihn für sich zu behalten?"

„Röschen — Sie vergessen sich", sagte Gabriele in eiskaltem Ton.

„Ich will Ihnen was sagen", entgegnete die Frau finster, „hier giebt's weder Herrin, noch Dienerin, und Röschen kann zu Ihnen sprechen, wie's ihr ums Herz ist, verstanden, Sie Hochmuthsgickel?"

„Und ich will's auch", schrie Röschen, vom neuem Muth befeilt. „Er sagt, ich wäre hübscher als Sie — er hat's mir noch heute Abend gesagt. Und er will mich heirathen — er kommt heute hierher, um nochmals Alles mit mir zu verabreden. Warum sollte er mich nicht nehmen? Erst neulich hat ein Prinz eine Ballettänzerin geheirathet, und ich bin doch noch besser als eine solche — ich bin ein anständiges Bürgermädchen. Wenn er kam, um Sie zu besuchen, habe ich Sie nie gestört, nun stören Sie auch mich nicht!"

„Drauf! Drauf! Gieb's ihr!" schürte die Andere.

„O Röschen", rief Gabriele entsetzt und mitleidig. Röschen brach plötzlich in Thränen aus.

„Ihr Herkommen wird Alles verderben", rief sie heftig, „Sie wollen ihn von mir hinwegloken — Sie wollen ihn für sich selbst haben — o ich sehe es deutlich!"

Die brutale Andeutung, daß sie, die Baronesse v. Dehna, mit ihrer Dienerin um den Besitz jenes Elenden zu ringen gesonnen sei, ließ das junge Mädchen erstarren. Keines Wortes mächtig, tief erblaßt, aber flammenden Blicks stand sie vor Röschen, deren Wuth sich in so gemeinen Verdächtigungen Luft machte.

Aber jetzt nahm die Andere das Wort:

„So hör' doch auf zu plärren", sagte sie heftig, „siehst Du nicht, daß Du ihr viel zu gering bist, als daß sie Dir Antwort geben sollte? Er mag Euch beide küssen, denn schön seid Ihr ja, und ähnlich seht Ihr Euch auch; aber 's ist doch ein himmelweiter Unterschied zwischen Euch! Ha! ha! ha! Es kränkt sie ja schon, daß Du Dich und sie in einem Athem nennst!"

Gabriele mußte die Richtigkeit dieser Behauptung anerkennen, sie suchte ihren Widerwillen niederzukämpfen und sagte möglichst gelassen:

SLUB
Wir führen Wissen.